„War das auch falsch?“ Tagung über „Biographie und Wende II – Brüche in der Biographie“ am 9./10. Dezember 1994 in Leipzig

Eine Szene am Rande illustriert die kommunikativen Probleme deutsch-deutscher Biographieforschung: Ein Westberliner Sozialwissenschaftler präsentiert Ergebnisse eines biographischen Forschungsprojektes und referiert dabei Stationen einer ostdeutschen Biographie: „... danach arbeitet Herr K. in der örtlichen Maschinenausgleichsstation...“ – Gemurmel im Publikum, Nachfragen an den Referenten: „*Maschinenausgleichsstationen*“? – Schließlich wird das Mißverständnis aufgeklärt, es muß „Maschinenausleihstation“ heißen, der Redner korrigiert das Manuskript und fährt fort. Als er berichtete, daß Herr K. von der Partei auf eine Qualifizierung geschickt und später Direktor der Bezirkskulturakademie wird, lacht die ostdeutsche Moderatorin im Podium vor sich hin, so daß der Redner unterbricht und nachfragt: „Sie lachen? War das *auch* falsch?“ – Nein, sie lachte, weil diese Karriereform so idealtypisch ist und sie Muster aus dem Bekanntenkreis wiedererkannte. – Es war nicht *falsch*.

Wie schon die erste Tagung vom Dezember 1991 in Leipzig, wurde auch die Folgekonferenz von der Leipziger Forschungsstelle des Kulturwissenschaftlichen Institut Nordrhein-Westfalen organisiert und getragen.

„Biographie und Wende II – Brüche in der Biographie“ sollte, wie *Cordula Günther* als Veranstalterin ausführte, nicht eine bloße Fortsetzung der Vorgängerkonferenz sein, sondern eher auf methodische Probleme orientieren und die sozialwissenschaftliche Forschung biographischer Brüche im allgemeinen – und nicht nur bezogen auf die 1989er Wende – untersuchen. Die Organisatorin hatte die Veranstaltung interdisziplinär ausgelegt und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Ethnologie, Germanistik, Geschichtswissenschaft, Kulturwissenschaft, Philosophie, Psychologie und Soziologie eingeladen. Das Angebot einer expliziten methodologischen Diskussion, das der Ablaufplan bot, wurde jedoch von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern nicht angenommen. Die am ersten Abend von einem Ostwissenschaftler provokativ formu-

lierte Metapher von der „*Zoo-Forschung*", die westdeutsche Sozialwissenschaft in bezug auf Ostdeutschland treiben würde, schlug zwar – wie noch zu lesen sein wird – gehörigen Krach, aber letztendlich gelangte diese Auseinandersetzung auch nicht auf eine methodologische Ebene. So wurde auf der Konferenz im wesentlichen neues empirisches Material präsentiert und kommentiert. An zwei Tagen waren 24 Beiträge in neun thematischen Blöcken zu hören, dazwischen gab es Raum zur Diskussion. Es war ein vollgepacktes, ambitioniertes Programm, vielleicht jedoch wäre weniger hier mehr gewesen.

Theoretisches Surplus der Veranstaltung war, daß sich über die Rekonstruktion biographischer Brüche von Ostdeutschen aus verschiedenen Generationen und Milieus eine differenzierte Besichtigung und Bewertung der DDR-Gesellschaft und ihres Ab- und Um-Bruchs ergab. Die Analyse biographischer Verläufe wurde in verschieden fokussierten Blöcken vorgenommen – sowohl unter dem Fokus der drei Generationen, die die ostdeutsche Gesellschaft prägten, wie auch unter dem der verschiedenen kulturellen und sozialen Gruppen, Milieus, Geschlechter und sexuellen Orientierungen. Das waren verschiedene Blickrichtungen auf den gleichen Gegenstand, die im Verlauf der Tagung zu interferieren begannen.

Im Block „Die Aufbaugeneration" entwarf *Petra Gruner* (Berlin) das Bild einer relativ homogenen Gruppe von etwa vierzig- bis fünfzigtausend Menschen, die zwischen 1919 bis 1929 geboren wurden, nach 1945 in der SBZ das Schulwesen – im wörtlichen Sinne – mit aufgebaut haben und in den achtziger Jahren in Rente gegangen sind. Gemeinsam seien den Menschen dieser Gruppe nicht nur das Neulehrer-Erlebnis in der SBZ, sondern schon „extrem krisenhafte Sozialisationsverläufe (Inflation, Abstieg aus der Mittelschicht, extreme Bedrohtheitserfahrungen und Verschlechterung der Bildungschancen)". Der Aufbau eines reformierten Schulsystems in der SBZ bzw. DDR war für die Neulehrerinnen und Neulehrer in vielerlei Hinsicht eine Chance und ein Feld der Identifikation: Sie sahen hier eine Möglichkeit, sich für eine sozial gerechtere als die in ihrer Kindheit erlebte Gesellschaft zu engagieren. Sie konnten eine – im Vergleich zum westdeutschen Schulsystem vor 1968 – modernere Schule aufbauen und an Aufstiegschancen und sozialer Sicherheit teilhaben. Zum anderen hatten sie die Gewißheit, sich für ein System zu engagieren, das nicht noch einmal Faschismus und Krieg hervorbringen würde.

Dennoch seien viele Menschen dieser Gruppe „von ausgeprägten Ohnmachtsgefühlen gegenüber den jeweils Herrschenden" erfüllt gewesen. Politik sei von den Men-

schen dieser Gruppe bis 1945 nur als „krisenschaffendes Element" in der Gesellschaft erlebt worden. Die Ideologisierung in der DDR erschiene den Neulehrerinnen und Neulehrern mit Blick auf die politischen und sozialen Sicherheiten als annehmbar. Auch der Mauerbau 1961 sei von den Mitgliedern dieser Gruppe als Maßnahme zur Beseitigung der Kriegsgefahr und als Chance für positive ökonomische Effekte akzeptiert worden.

Während die Gruppe der Neulehrerinnen und Neulehrer im offiziellen gesellschaftlichen Selbstverständnis der DDR als mythische 'Gründungszeugen', als 'Pioniere' galten – das spiegelt sich auch in der Literatur und im Fernsehen der DDR wider –, war die Gruppe, die *Meinhard Stark* (Berlin) beschrieb, eine tabuisierte Gruppe, über deren Existenz in der DDR wenig bekannt wurde. *Stark* vollzog Biographien von Frauen nach, die in den dreißiger Jahren als Zwanzig- bis Dreißigjährige in die SU emigrierten, während der Säuberungen und des Krieges in die Gulags kamen und Ende der fünfziger/Anfang der sechziger Jahre als alternde Frauen in die DDR zurückkehrten. Er beschrieb die letztlich mißlungene Integration dieser Gruppe in der ostdeutschen Gesellschaft. Von der Bevölkerung wurden sie „als Russen beschimpft", und auf intakte Familien konnten die Frauen, die oft die einzig Überlebenden waren, auch nicht zurückgreifen. Im Unterschied zu den Emigrantinnen und Emigranten aus dem intellektuellen Milieu, die eigene Zirkel aufrechterhalten und sich um eigene, teils dissidente Visionen geschart haben, seien die proletarischen Emigrantinnen und ehemaligen Gulag-Häftlinge vereinzelt geblieben, was durch den unterdrückten öffentlichen Diskurs um die sowjetischen Säuberungen und Inhaftierungen noch verstärkt wurde. Die Repatriierung der Emigrantinnen, insbesondere ihre soziale Absicherung, war unmittelbar an den Apparat und die Mitgliedschaft der SED gebunden. Rehabilitation und Versorgung als anerkannte „Kämpfer gegen den Faschismus" (im Unterschied zum geringer dotierten „Opfer des Faschismus") war, nur über „Reaktivierung der Parteimitgliedschaft/Eintritt in die SED" zu erlangen. Die Aufnahme in die SED erfolgte ohne das übliche parteiöffentliche Verfahren, ohne Kandidatenzeit und Bürgen. Auf die Erklärung, daß sie „kein tatsächliches Verbrechen gegen die SU" begangen haben, wäre formlos der Aufnahmebeschluß durch die Kreisleitung der SED gefolgt. Sechzehn der von *Stark* Interviewten waren Kommunistinnen, acht von ihnen sind wieder in die SED gegangen. „Die SED war die einzige Bekannte." Aber sie wurde keine Heimat. Von den Jungfunktionären der Aufbaugeneration wurden die Frauen als „Risikofaktoren" ange-

sehen, und in den Parteigruppen schlugen die Versuche, die Zeit der Verbannung zu thematisieren, immer wieder fehl und erzeugten neues Mißtrauen. Die Emigrantinnen paßten auch dort nicht 'ins Bild' und wirkten als personifizierter Widerspruch zum parteiinternen Selbstverständnis von Tradition und Gegenwart „bedrückend".

Noch extremer zeigten sich die biographischen Brucherfahrungen durch Faschismus, kommunistischen Gegenapparat und die Auseinandersetzungen des Kalten Krieges bei einer Einzelbiographie, die *Michael Herms* (Berlin) vorstellte: der Fall Heinz Lippmann. Als „Halbjude" erlebte er die Enteignung seiner wohlhabenden Familie, den Verweis vom Gymnasium und den Verlust bürgerlicher Freiheiten, er überlebte als einziges Familienmitglied das Vernichtungslager Auschwitz und das KZ Buchenwald wo er „seine Reinkarnation durch die kommunistische Solidarität" erlebte und „glühender Jungkommunist" wurde. Ab 1949 baute Lippmann als deren Erster Sekretär die in Westdeutschland illegale FDJ auf. Von der westdeutschen KPD-Führung wurde er für die Verhaftung von 800 demonstrierenden FDJlern verantwortlich gemacht und schließlich zum Zweiten Sekretär Ost, also dem Stellvertreter Erich Honeckers, degradiert. Dort geriet er in die Mühlen innerparteilicher Machtkämpfe und floh mit 300.000 Westmark aus der FDJ-Kasse in den Westen. Nach Lippmann wurde nun sowohl von den westdeutschen wie von den ostdeutschen Behörden gefahndet. Vom Verfassungsschutz wurde er später mit einer legalen Identität ausgestattet. Jahrelang hatte er Kontakt zu drei weiteren Geheimdiensten, aber nie eine bürgerliche Existenz. Erst 1973 erhielt er seine erste Festanstellung am Gesamtdeutschen Institut.

Die auf dieser Tagung analysierten Biographien der ostdeutschen Aufbaugeneration machen zum wiederholten Male deutlich, daß die individuellen Lebensentscheidungen und Arrangements nur aus ihrer Zeit heraus zu verstehen sind. Sie sind Resultat von Prozessen und Konstellationen, die sich im Deutschland der zwanziger und dreißiger Jahre vollzogen, und von diesen getrennt nicht adäquat interpretierbar.

Diese Einsicht wurde auch durch den nächsten Themenblock unterstrichen, der die Generation der Nachkriegskinder beleuchtete. Das generationenbildende Ereignis bzw. die generationenbildende Lage gibt es hier doppelt – am Anfang und am Ende des Lebens. Für die Generation der ostdeutschen Nachkriegskinder, also die zwischen 1931 und 1945 Geborenen, fällt nicht nur der Anfang der DDR auch mit dem Anfang ihres Berufslebens zusammen, sondern auch das Ende der DDR mit dem Ende ihres Arbeitsle-

bens. Nach dem Beitritt der DDR und der wirtschaftlichen Transformation sind die meisten dieser Generation Ausgegrenzte, Abgewikkelte bzw. im Vorruhestand. *Eva-Maria Badstübner-Peters* (Berlin), stellte in ihrem Beitrag fest, daß die Gruppe der ostdeutschen Nachkriegskinder zwar auch keine homogene Gruppe bildet, aber im Vergleich zu anderen Generationen in dieser die Klassen- und Milieuunterschiede geringer sind. Vereinende und prägende Erfahrungen der Kriegskinder seien überdurchschnittliche Fremdbestimmung, Diskontinuität und Desorganisation. „Erfahrungseinbrüche" und „Erfahrungsschübe" bildeten hier die Katastrophen zu Kriegsende, insbesondere Flucht und Aussiedlung, was die Kinder ständig in neue Räume und soziale Beziehungen verschlagen hätte; langfristige Trennungen von den Eltern verursachten oft eine „fatale Wurzellosigkeit, an der viele Resozialisierungsversuche in den vierziger und fünfziger Jahren" erfolglos vorbeigegangen wären. Besondere Problemgruppen bildeten hierbei die in den frühen dreißiger Jahren Geborenen und die Waisenkinder. In Ostdeutschland sei den Mädchen und Jungen dieser Generation besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden, es hätte sich eine regelrechte „Kinderschutzkultur" entwickelt, die jedoch die Fürsorge auch mit Entmündigung verbunden hätte. Viele Kinder lebten in Heimen und mußten sehr früh lernen, sich in großen Kindergruppen zu behaupten. In der anhaltenden „Wurzellosigkeit" der Kriegskinder liege auch ein Grund dafür, daß ein hoher Anteil der Männer aus dieser Generation kriminelle Karrieren einschlug bzw. wegen Streiks und politischer Proteste behördlich registriert wurde. Darüber hinaus waren über die Hälfte der in den Westen flüchtenden Ostdeutschen junge Männer aus dieser Generation. Trotz dieser komplizierten Sozialisationserfahrungen schrieb *Badstübner-Peters* dieser Gruppe große Anpassungsfähigkeit, Bescheidenheit, Fleiß, Leistungsbereitschaft, Zähigkeit und Improvisationsfähigkeit als typische Eigenschaften zu. *Petra Clemens* (Berlin) widmete sich in ihrem Beitrag speziell den Frauen dieser Generation. Sie untersuchte die Botschaften, die Textilarbeiterinnen aus der Niederlausitz ihren Töchtern direkt und indirekt vermittelten. Die Mütter hätten ihren Töchtern geraten, einen Beruf zu erlernen und weibliche Autonomie und Emanzipation fortzusetzen, jedoch Maschinenarbeit in der Fabrik zu vermeiden. Außerdem wären Prinzipien gleichberechtigter, gewaltfreier und natürlicher Umgangsformen in der Familie weitergegeben worden. *Heiko Lehmann* (Berlin) widmete sich in seinem Beitrag einem besonderen Problem der ostdeutschen Kriegskindergeneration, nämlich

der Spezifik des Vorruhestandes im Beitrittsgebiet, von der die ehemaligen Kriegskinder in Ostdeutschland nun fast alle betroffen sind. Während in Westdeutschland der Vorruhestand eine Normalität und ein lang geplanter Schritt hin zur wohlverdienten Rente sei, etwas, was auf einem zwischen den Generationen ausgehandelten und also beiderseits akzeptierten Konsens beruhe, sei er im Beitrittsgebiet eher das Gegenteil. Hier wirke der Vorruhestand als ein plötzlicher und unfreiwilliger Ausschluß aus der Erwerbsarbeit und damit zugleich als ein Ausschluß von der gesellschaftlichen Umstrukturierung nach dem Beitritt. „Ihre Erfahrungen werden entwertet." Und das doppelt: In die Umstrukturierung der Neuen Bundesländer fließen sie nicht mehr ein, und im Rückblick werden sie stigmatisiert und als gescheitert dargestellt. „Die Vorruheständler blicken auf eine offen gebliebene Biographie zurück, ohne daß ihnen ein Umgang damit im Arbeitsalltag möglich wäre. Die Betriebe und Institutionen sind aufgelöst, Erinnerung wird als Nostalgie stigmatisiert. Sie können nichts mehr erwarten, und von ihnen wird auch nichts erwartet. ... Sie sind älter als sie selbst."

Beim Themenblock „Generation der Enkel" sei, wie in der Diskussion festgestellt wurde, das generationenbildende Ereignis nicht mehr so klar wie bei den vorangegangenen Gruppen zu umreißen. *Felix Mühlberg* (Berlin) zeichnete die Werte, Geschmacks- und Lebensstilweitergabe auf einen in den sechziger Jahren geborenen Arbeiter nach, *Dieter Geulen* (Berlin) die Entwicklungsphasen der um 1950 geborenen ostdeutschen Intelligenzler. *Grit Lemke* (Leipzig) zog die Wandlungen des Ehren-Kanons dreier deutscher Generationen von Wandergesellen nach.

Der vierte Themenkomplex widmete sich deutsch-deutschen Vergleichen in der Biographieforschung. *Heidi Behrens-Cobet* (Essen) berichtete von „geteilten Erfahrungen", einem deutsch-deutschen Dialogprojekt. Sie diagnostizierte hier eine gewisse Unausgeglichenheit. Brüche würden zur Zeit vor allem in ostdeutschen Biographien erwartet, die „Erzähllust" sei auch bei den Ostdeutschen viel ausgeprägter – mit einer Ausnahme: Komme die Sprache auf die Zeit um 1968, dann mache sich auch bei Westdeutschen ein stärkeres Mitteilungsbedürfnis bemerkbar.

Einen neuen Ansatz in der Biographieforschung stellte *Thomas Ahbe* (Leipzig) mit einem Projekt der *„Kollektiven-Autobiographie-Forschung"* vor. Eine interdisziplinär zusammengesetzte Gruppe von Leipziger und Hannoveraner Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern versucht den Einfluß der ost- und westdeutschen Ideologien, Kulturen und Sozialisationsinstan-

zen auf die individuelle Politisierung der Subjekte zu beschreiben. *Ahbe* stellte hier die Methode und erste Teilergebnisse vor. Das Material der Gruppe sind autobiographische Texte über die Politisierungsgeschichte. Obwohl Autobiographien immer als Inszenierungen anzusehen seien, blieben sie dennoch „real und keine beliebige Erfindung". Da biographische Texte immer so gebaut seien, wie sich das Subjekt in die Wirklichkeit einbaut, liefere die strukturale und hermeneutische Analyse der Autobiographien Einblicke in frühere Anforderungs- und Bedeutungsstrukturen. Der Referent strich weiterhin heraus, daß bei diesem Ansatz deutsch-deutscher Biographieforschung einige der gegenwärtigen methodischen Verkürzungen aufgehoben sind. Im genannten Projekt sei von vornherein die übliche Trennung zwischen forschenden Subjekten und dem beforschten Objekt aufgehoben. Die spezifische Sozialisation und ideologische Färbung der Forschenden würde in die Arbeit bewußt mit einbezogen. Das verhindere, daß die jeweilige kulturelle und ideologische Färbung der Forschenden „unreflektiert und methodisch unkontrolliert die interkulturelle Forschung verzerrt". So sei schon aus methodischen Gründen für die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eine „Entselbstverständlichung der eigenen kulturellen Muster" notwendig – genau das, was der westlichen Ostforschung fehle. *Ahbe* stellte die These auf, daß ein großer Teil westdeutscher Forschungen über die DDR und Ostdeutschland „an fatalen methodischen Verkürzungen leide", indem u.a. „westliche Sozialisationsmuster wie auch sozialwissenschaftliche Instrumentarien zu einer methodisch nicht mehr hinterfragbaren Selbstverständlichkeit und Meßlatte" für die ostdeutsche Kultur gemacht würden. Die ostdeutsche Kultur könne so nur als eine „defizitäre westdeutsche", aber nicht als „eine andere Qualität" erscheinen. Operanden und Begriffe, die bei der Erforschung der westlichen Gesellschaft entwickelt wurden und nun unreflektiert auf die erst noch zu erforschende ostdeutsche Gesellschaft angewendet würden, erbrächten keine Ergebnisse sondern nur Projektionen. Als *Ahbe* diese Tendenz der Erforschung der DDR bzw. der ostdeutschen Gesellschaft provokativ als „Zoo-Forschung" pointierte, entspann sich eine hitzige Diskussion zwischen westdeutschen und ostdeutschen Teilnehmerinnen und Teilnehmern. *Ina Merkel* (Berlin) wies darauf hin, daß die heute – von west- *und* ostdeutschen – Forschenden benutzten Operanden wie bspw. „Karriereorientiertheit" oder der gebräuchliche Modernisierungs-Begriff implizite bereits Ergebnisse setzen, wo eigentlich noch Ergebnisse zu erheben seien. Dieser Umstand sei auch

eine Folge der unausgeglichenen Definitions- und Deutungsmacht in der deutsch-deutschen Sozialforschung. Leider verharrte diese Kontroverse jedoch eher in einer Befindlichkeits-Diskussion und gelangte nicht auf eine methodologische Ebene. Hier brach etwas auf, was sonst von beiden Seiten wohl üblicherweise unter der Decke der Formalien im Wissenschaftsbetrieb gehalten wurde.

Zwei Präsentationen gab es in der den ersten Tag abschließenden Abendveranstaltung. *Andreas Ludwig* (Berlin/Eisenhüttenstadt) stellte das im Aufbau befindliche „Museum für Alltagskultur der DDR" vor, *Thomas Neumann* (Hamburg/Lüdenscheid) einen Film über Anpassung und Dissidenz an einem ostdeutschen Gymnasium.

Am zweiten Tag wurden biographische Entwicklungen zunächst unter dem Fokus „Geschlechter" reflektiert. Einen eher literarischen Zugriff auf die spezifisch ostdeutsche Konstruktion von Männlichkeit versuchte *Katrin Rohnstock* (Berlin) mit ihrem Bild von Männern, die zu der oben beschriebenen Kriegskindergeneration gehören. „Was hat der Sozialismus aus den Männern gemacht? Die Frauen stehen mit eingehenkelten Armen neben ihnen und sagen: »Wir sind gleichberechtigt. Wir lieben unsere Männer, sie unterstützen uns. Geschlechterkonflikt oder gar Geschlechterkampf – was soll das sein?« Mangelt es den Frauen nur am nötigen Diskriminisierungsbewußtsein oder hat diese Innigkeit auch mit der Qualität der Männer zu tun?" *Rohnstock* nahm Passagen westdeutscher Autoren über ihre ostdeutschen Geschlechtsgenossen auf – „die Männer sind bequem, dicklich und stehen unter dem Pantoffel. Der Pantoffelheld, der in seiner Komfort-Dreiraumwohnung sitzt und sich in keiner Weise selbst verwirklicht, gemütlich, behäbig und dumm seinen Alltag lebt ... und mit 'nem Bierbauch patriarchal durch die Gegend läuft. ... Eine Type, wie es sie im Westen schon lange nicht mehr gibt." Diese westdeutschen Klischees über die 'richtige' Art der Männlichkeit nahm die Referentin zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen und konstruiert eine typische Biographie eines solchen „Bierbauch-Mannes". Das ergab eine dichte Beschreibung der sozialismustypischen Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit, die auch als ergänzende Erklärung für Anpassungsprobleme bzw. das plötzliche Verschwinden ostdeutscher Männer der Kriegskindergeneration genommen werden könnte. Indirekt wurde das auch von *Kristine Kulke* (Berlin) bestätigt, die vorschlug, anstatt pejorativ von der „Doppelbelastung" der ostdeutschen Frauen von einer „doppelten Vergesellschaftung" zu sprechen, also von einer Balance, die die produktive Interferenz des beruflichen

und familiären Lebensbereiches besser erfassen könne.

Im zweiten thematischen Block „Milieu: Kulturelle und soziale Gruppen" fiel vor allem der Beitrag von *Michael Y. Bodemann* (Toronto/Berlin), auf. Er untersuchte die Reproduktionsbedingungen der DDR-Elite und verglich seine Ergebnisse mit dem Elite-Begriff, wie er auf bürgerliche Gesellschaften Anwendung findet. Er führte aus, daß innerhalb der DDR-Nomenklatura keine Freundschaften bestanden hätten, selbst die Beziehungen von ehemaligen Kampfgefährten und langjährigen Duz-Freunden, die sich im Apparat täglich sahen, seien „außerordentlich formell" gewesen, private Kontakte habe es über die Dienstzeit hinaus nicht gegeben. Neben der horizontalen hätte auch die vertikale Vernetzung gefehlt. Desintegriert hätte die Funktionselite in den Plattenbauten der Arbeiter mit in ähnlich kleinbürgerlich bis mittelständischem Stil eingerichteten Wohnungen gelebt. Die Partnerinnen und Partner, die Eltern und Kinder wären demzufolge auch nicht in das nichtexistierende Elitemilieu hineingezogen worden, ihre Berufe seien Autoschlosser, Drucker und Physiotherapeuten gewesen, die Kinder hätten in eigenen Netzwerken gelebt. Das idealtypische Elitemilieu dagegen, so *Bodemann*, sei im Gegenteil von einer dichten horizontalen und vertikalen Vernetzung gekennzeichnet, Eltern, Kinder und Freunde würden in das Milieu „hineingezogen" wo, „gemeinsam, abgehoben von anderen öffentlich und demonstrativ ein luxuriöser Lebensstil gepflegt" würde. Demgegenüber seien die tatsächlichen Privilegien der Funktionselite in der DDR (Ferienkomplexe auf Rügen, Regierungskrankenhaus, Dienstreisen und -wagen) eher kümmerlich und stünden in keinem Verhältnis zu der empörten medialen Kampagne in der Wende-Zeit 1989/90. Eben weil die DDR-Funktionselite, so seine Schlußfolgerung, kein sich selbst reproduzierendes exklusives elitäres Milieu geschaffen hätte, hätte die Nomenklatura keine Potenzen zur Verfügung gehabt, um ihr Verschwinden nach der politischen Wende zu verhindern. Ob nun die Funktionsträger oder Prominente und Intellektuelle als Elite der DDR anzusehen seien, und wenn nicht, wer dann, blieb in der folgenden Diskussion offen.

Innenansichten ostdeutscher Dissidenz und Anpassung vor und nach der Wende zeigten auch *Bernd Lindner* (Leipzig) und *Irene Zierke* (Potsdam). Letztere vollzog an einem Beispiel die widersprüchlichen Effekte der intendierten Traditionsweitergabe zur Kinder-Generation nach. Sie schilderte die Biographie einer 1923 geborenen Frau bäuerlicher Herkunft. Als ehemalige BdM-Funktionärin sei sie 1945 verhaftet worden und in der Folgezeit ihres

Hofes und aller familiären Bindungen verlustig gegangen. Erst 1955 hätte sie wieder im bürgerlichen Leben Tritt gefaßt, hätte in eine Großstadt geheiratet und wäre Mutter dreier Kinder geworden. Aus ihrer Zeit beim BdM und ihrer für sie unerklärlichen und unaufgearbeiteten Bestrafung hätte sie den Schluß gezogen, sich von nun an von Politik und deren Organisationen fernzuhalten. Ihr ganzer Lebensinhalt sei ihre neue Familie und die Arbeit in der Kirche gewesen. Das hätte sie auch ihren Kindern vermitteln wollen. Aber gerade *weil* die Mutter ihren Kindern unbedingt politische Verstrickungen ersparen und sie von Politik fernhalten wollte, verstrickten sich die Kinder in der DDR in die Politik. Sie hätten sich in evangelischen Zirkeln gesammelt, dort dissidente linke Visionen entwikkelt und seien in den achtziger Jahren dann in eine gefährdete, weil nicht legitimierte Gruppe, hineingeraten.

Kontroversen gab es noch einmal anläßlich des Beitrags von *Erika M. Hoerning* (Berlin) über die moderne Intelligenz: Sie stellte die These auf, daß die Intellektuellen ihr *„kritisches Bewußtsein"* eine. Ein ostdeutscher Wissenschaftler hielt dagegen, daß, bis auf wenige vereinzelte Ausnahmen, die Intellektuellen kein kritisches, sondern ein affirmatives Verhältnis zur Wirklichkeit haben, was mit ihren spezifischen Reproduktionsbedingungen zusammenhinge. Typisch für die Intellektuellen sei also nicht ihr kritisches Bewußtsein, sondern der Mythos, die Selbsttäuschung, ein solches zu haben. Eine ostdeutsche Wissenschaftlerin fügte hinzu, daß es eben dieser Mythos des kritischen Bewußtseins sei, der westliche Intellektuelle den ostdeutschen deren Verstrickung und Ideologisierung vorwerfen ließe – was von westlicher Seite heftig bestritten wurde.

Die Konferenz „Biographie und Wende II – Brüche in der Biographie" in Leipzig machte deutlich, daß nach vier Jahren 'Nachwendeforschung' einerseits eine erdrükkende Menge interessanten empirischen Materials erhoben worden ist, dessen Theoretisierung aber noch in den Anfängen steckt. Der nächste Schritt dieses deutsch-deutschen interdisziplinären Forschungsprozesses über Biographien und (Um-) Brüche wäre demzufolge eine explizite Diskussion der Methoden und der begrifflichen Instrumentarien der Biographieforschung, der auch zu einem Austausch über die Grenzen der Fachdisziplinen führen müßte.

Thomas Ahbe